

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit

Hausrath, Adolf

Heidelberg, 1876

1. Friedliche Blätter.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8435

1. Friedliche Blätter.

Die rückläufige Bewegung, die sich in den Strauß'schen Schriften von 1838 und 1839 wahrnehmen läßt, war zum Theil durch das Bedürfniß des Verfassers bedingt, wieder zu einem positiven Verhältniß zu Theologie und Kirche zu gelangen. Er lernte während seines Stuttgarter Aufenthalts bald die ganze Dede eines berufslosen Literatenlebens kennen und fand, daß er zu einer derartigen Existenz am wenigsten geschaffen sei. Aus nächster Anschauung schreibt Vischer im Jahre 1838 über ihn, daß Strauß den Schlag, der ihn mit der Entziehung der Lehrthätigkeit getroffen, nie verschmerzen werde. „Wenn irgend Jemand, so hat er, vermöge seiner altbürgerlichen soliden Erziehung und Denkart das Bedürfniß einer festen Unterlage seiner Thätigkeit, eines öffentlichen Wirkungskreises, kurz eines Amtes. Das aufgedrungene aber als Lyceallehrer war seinen Neigungen, der Richtung seiner Studien, der Bestimmung seiner Kräfte zuwider. Er fühlte sich enturzelt. Jenes Kezergefühl kam über ihn, das Gefühl, ausgestoßen, excommunicirt, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein: es ist daher sehr unrichtig, wenn man seine Entlassung nur als eine Privation darstellt, sie hatte auf ihn die Wirkung einer grausamen positiven Strafe¹.“ Ueber das erste Jahr in

¹ Krit. Gänge, Bd. I, 121 f.

Stuttgart hatte ihm die Ausarbeitung seiner ersten Streitschriften hinweg geholfen, aber der Eifer, Leute wie Steudel, Eschenmayer, Menzel u. s. w. auf's Haupt zu schlagen, war bald verbracht. Er sehnte sich nach einer geordneten Thätigkeit. „Mich in diesem Sinne wieder an Sie zu wenden, schreibt er an Hitzig¹, halte ich für Pflicht der geistigen Selbsterhaltung: ich kann ein Leben so ohne unmittelbare wissenschaftliche Anregung oder Wirksamkeit nicht ertragen, es lähmt mich.“ Seine Zugeständnisse in den jüngsten Streitschriften und in der dritten Auflage haben es gar kein Hehl, daß es ihm darum zu thun sei, sich wieder in ein natürlicheres Verhältniß zur Theologie zu setzen und er bittet seine Freunde, auf dieselben aufmerksam zu machen. „Meine eigenen Ansichten und Aeußerungen, schreibt er an Hitzig², haben sich, wie Sie theils aus den Streitschriften, theils aus dieser zweiten Auflage des Lebens Jesu ersehen, indessen in einigen nicht unwesentlichen Punkten gemildert. Ich bin mit Ueberzeugung bemüht gewesen, die Person Christi mehr zu heben, und habe besonders von seinem Plane (s. das betreffende Kapitel im ersten Band) eine höhere Ansicht gewonnen. Ich weiß nicht, ob sich dies nicht zu meinen Gunsten geltend machen ließe; freilich wäre zu wünschen, der zweite Band des Lebens Jesu läge auch schon vor, wo die Schlußabhandlung vornehmlich im Sinn der vortrefflichen Abhandlung Ihres Collegen Schweizer (mit der ich ja auch schon im dritten Heft der Streitschriften unwissentlich zusammen getroffen bin) umgeändert werden soll³.“ Aus einem anderen Briefe⁴ ersehen wir, daß auch der mehrfach citirte Aufsatz Vischer's in den Halle'schen Jahrbüchern: „Strauß und die Württemberger“ aus der Freundesabsicht stammt, in Erinnerung zu bringen, welche Gaben man hier feiern lasse.

In dieser Gemüthsverfassung befand sich Strauß, als er die

¹ Beilage IV, Brief vom 14. Juni 1838. S. 18. — ² Brief vom 14. Juni 1838. S. 18. — ³ Brief vom 14. Juni 1838. — ⁴ Vom 8. Juli 1838. S. 19.

späteren Streitschriften, die dritte Auflage und den in jeder Art vollendeten Aufsatz über Schleiermacher und Daub ausarbeitete, der ihm zugleich Gelegenheit gab, positiv zwischen den Streitfragen der herrschenden theologischen Schulen, und zwar zu Daub's Gunsten, Stellung zu nehmen. Nicht nur, daß er beginnt, seinen Ton milder zu stimmen, sondern er läßt sich sogar herbei, den früheren Siegreichen zu entschuldigen. „Wenn das Denken, sagt er Hengstenberg gegenüber¹, in dem oder jenem, wenn es in mir selbst vielleicht, hin und wieder ungerecht gegen den Inhalt des Glaubens, gereizt und bitter sich bewiesen haben sollte: so liegt die Schuld davon nicht im Denken an und für sich, sondern in den Unbilden, welche es unter dem Joch der Autorität zu erleiden gehabt hat; so daß auch hier das Schiller'sche: Vor dem Sklaven u. s. f. seine Anwendung findet“.

Unter denselben innern und äußern Verhältnissen ist denn auch ein anderes friedliches Manifest entstanden, von dem wir noch nicht geredet haben, der in einer Hamburger Zeitschrift, dem Mundt'schen „Freihafen“, im Jahr 1838 veröffentlichte Aufsatz: „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“². Strauß wollte in demselben seine theologischen Ansichten von ihrer mildesten Seite zeigen, oder, wie er in dem Wiederabdruck in den „friedlichen Blättern“ sagt, neben dem Nein auch das Ja laut werden lassen, damit das Publicum sehe, daß er nicht der Geist sei, der stets verneint. Dennoch sind diese „Selbstgespräche“ nichts weniger als eine feige Retractation, sondern ein in seiner Lage doppelt ehrenhafter und vollkommen ehrlicher Ausdruck dessen, was damals in ihm vorging. „Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte!“ mit diesem Ausruf beginnen die Selbstgespräche. „Und könnt' ich's, so würd' ich's hoffentlich nicht wollen, mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten“. Da proclamire

¹ Drittes Heft. S. 22. — ² Freihafen, Erster Jahrg. 3. Quartalheft. Bei Hammerich in Altona. 1838.

man heute zu Tag die vollbrachte Veröhnung von Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft, man verkünde, die neueste Philosophie sei selbst eine christliche geworden, aber so wenig als die wirklich Gläubigen könne er etwas davon wahrnehmen. Der Sache nach, so ist der Sinn des ganzen Aufsazes, halten wir allerdings an den Grundgedanken des Christenthums, aber unsere Begründung derselben weicht durchweg von den früheren kirchlichen Epochen ab.

So geht er geradezu auf das Hauptdogma los, an dem der Christ von heute vor allem den religiösen Menschen erkennen will, auf die Unsterblichkeit. Er läugnet, daß das religiöse Denken von heute zur Vergeltung des Guten oder Bösen, das der Mensch gethan, eines jenseitigen Lebens bedürfe. Verdienst und Schuld bezahlen baar und nicht mit Anweisungen auf ein anderes Leben. „Also läugnest du die Unsterblichkeit?“ wendet man ihm ein. „D stille mit den böswilligen Consequenzen! Ich läugne sie nicht; aber ich begründe sie auf etwas ganz anderes“. Nicht ein Mal Lohn und Strafe in der Ewigkeit will er beabreden. „Je frischer und reiner ich meine Kraft in jedem Augenblicke entwickle, desto mehr bereite ich mir auch für die Zukunft eine ähnliche freie Entfaltung und damit Lust und Glückseligkeit vor; so wie jede jetzige Hemmung oder Mißbildung meines Wesens mit künftigen Hemmungen und Schmerzen, als ihren Folgen, schwanger geht. Diese Entwicklung, dieser Fortschritt im Guten oder Bösen, wird auch im künftigen Leben seinen Fortgang haben; nur daß man das nicht Lohn oder Strafe für das in diesem Leben Begangene nennen darf, als ob dies nicht schon hier seine angemessene Vergeltung gefunden hätte: vielmehr wird es auch dort noch so sein, daß die Thätigkeit jedes Augenblicks Folge früherer, in diesem Leben geübter Thätigkeiten ist. — Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand: uns ist es Fortentwicklung“.

Sofort schreitet Strauß zum zweiten Hauptstück des Glaubens, zum Veröhnungstod Christi. Gottes Gerechtigkeit soll den Tod des Unschuldigen als Sühne angenommen haben,

um den Schuldigen verzeihen zu können. „Eine treffliche Ausgleichung von Gerechtigkeit und Liebe in Gott, welche keiner genug thut und beide verlegt. Denn Güte ist das nicht mehr, die auf Strafe nicht verzichtet und Gerechtigkeit nicht, die einen Unschuldigen unterschiebt, damit die Schuldigen entrinnen“. Dem gegenüber weiß Strauß für den Tod Jesu keinen weiteren religiösen Werth zu finden als den, daß er uns Symbol der Sündenvergebung ist, in so fern durch diesen Tod die Vergebung um der Opfer und äußern Leistungen willen aufgehört hat. „Wir wissen jetzt, daß über den Erlass unserer Schulden zwischen unserem Gemüth und Gott unmittelbar verhandelt werden darf und muß; daß Möglichkeit der Sündenvergebung nur der religiöse Name für die menschliche Freiheit ist“. So hat der Tod Christi nicht sowohl für die Religion selbst als vielmehr für die Religionsgeschichte und die religiöse Bilderprache Werth. Er ist der Wendepunkt, an dem an Stelle der äußeren Versöhnung mit Gott die innere trat.

Das dritte Stück des modernen Glaubens ist das Wunder. Daß auf historische Zeugnisse hin etwas aller Analogie sich Entziehendes geglaubt werden könne, läugnet Strauß auch jetzt. Zeugnisse irren, das Naturgesetz ist stets dasselbe. Aber so weit Analogien für die Wunder nachweisbar sind, können sie geglaubt werden. Nur ist auch hier mit Verstand zu verfahren. Daraus, daß für Somnambüle magnetisirtes Wasser anders schmeckt als unmagnetisirtes, kann man das Wunder von Kana nicht erklären und wenn Magnetisirte, deren Magnetiseur Speise zu sich nahm, denselben Geschmack im Munde und dieselbe Stärkung im Magen empfanden, als hätten sie selbst Speise genossen, so wäre es doch mehr als lächerlich, daraus das Speisungswunder erklären zu wollen. Anderes dagegen hat seine Analogien. Daß Rahme auf Jesu Kuf aufstanden und ihr Bett nach Hause trugen, daß auf sein Geheiß eine verdorrte Hand sich neubelebt wieder ausstreckte, eine Jahre lang zusammengekrümmte Frau sich aufrichtete, daß die Bande schwer redender Zungen auf seine Berührung und sein

Wort sich lösten, daß die Vorstellung von ihm als Gottessohn, vor dem alle Mächte der Finsterniß weichen müssen, den Wahn der Dämonischen verschlechte: darin ist, nach verwandten Erfahrungen verschiedener, namentlich aber der neuesten Zeiten nur etwa das noch befremdend, daß Jesu, so viel wir aus den Evangelien wissen, nie eine solche Kur mißlang, ausgenommen zu Nazareth, wo man nicht an ihn glaubte". Allein gerade weil diese Wunder durch Analogie zu ungewöhnlichen aber keineswegs übernatürlichen Erscheinungen geworden sind, haben sie alle religiös-dogmatische Beweiskraft verloren. Niemand behauptet, daß die besten und sittlichsten Menschen auch am meisten Fähigkeit haben, magnetisch zu wirken, noch daß die besten Magnetiseure diejenigen sind, deren Herz und Wandel wir uns zum Vorbild nehmen müßten. Aus solchen Wundern folgte also heute für die Person Jesu gar nichts.

Ähnlich ist es mit den Analogien für das prophetische Wissen Jesu. „Einige Erscheinungen von wunderbarem Wissen im Leben Jesu können an das Hell- und Fernsehen magnetischer oder in ähnlichen Zuständen befindlicher Personen erinnern. Wie Jesus den Nathanael unter dem Feigenbaume: so sehen magnetische Personen ihren Arzt, ihre Verwandten, oft selbst gleichgültige Individuen, in fernen Häusern und Gegenden; wie er dem samaritanischen Weibe von ihren sechs Männern redete, so haben Somnambule schon in dem Innern derer, mit denen sie sich unterredeten, deren geheime Verhältnisse gelesen; endlich, wenn Jesus anzugeben weiß, wo in dem See, seinen Jüngern, den erfahrenen Fischern, unbemerkt, eine Menge von Fischen sich zusammengedrängt hatte: so kann dieß an jene Menschen erinnern, welche vergrabene Metalle, Knochen, verborgene Wasser, durch dichte Zwischenlagen hindurch empfinden, oder an solche, denen der Leib Anderer wie durchsichtig ist, so daß sie dessen innerste Theile anschauen, und deren Zustand und etwaige Leiden angeben können. Allein wenn wir vorhin sagen mußten, jene natürlichen Wundergaben beweisen keinen sittlichen Vorzug, so müssen wir hier sagen, diese Fähigkeit

beruht vielmehr auf krankhaften Dispositionen. Die fernsehende Somnambule befindet sich im Zustande der krankhaftesten Aufregung des Nervenlebens, welche sie zur freien menschlichen Thätigkeit untüchtig macht; sie ist in das Naturleben heruntergesunken, ein Spiel aller möglichen Eindrücke von außen, denen das in sich geschlossene gesunde Leben ohne Mühe widersteht. — Das apologetische Interesse scheint mithin vielmehr zu erfordern, solche Analogien von Jesu fern zu halten, als mit ihnen seine Weissagungsgabe zu rechtfertigen. Mit dem Wunderbeweis vermag Strauß darum überhaupt nichts anzufangen.

Bleibt ihm mithin von dem dogmatischen Christus wenig genug übrig, so fragt sich, ob nicht auf andere Weise eine spezifische Stellung Christi zu gewinnen sei und nun geht er auf jene, uns bereits bekannte Construction der besonderen Würde des Religionsstifters über, dem unter allen menschlichen Genien der oberste Rang gebührt, und unter welchen Christus das Höchste erreicht hat, weil in ihm Gottheit und Menschheit in einem Bewußtsein eins geworden sind, wie auch hier aus johanneischen Sätzen bewiesen werden will. Die Ausführung, die die dritte Ausgabe des Lebens Jesu nur in abstracten Hegel'schen Formeln gibt, wird hier glücklicher mit Anlehnung an Schleiermacher gegeben. Mit diesem „scharfsehenden Verstorbenen“ theilt Strauß die menschlichen Naturen und Begabungen in zwei Classen, von denen die eine Trieb und Beruf empfindet, aus sich heraus zu gehen, und, was in ihnen lebt, in Werken der Kunst oder Wissenschaft, in Thaten des Kriegs oder Friedens, objectiv darzustellen; die andern aber, in sich selbst verbleibend, vor Allem dahin streben, ihr Inneres in sich einstimmig zu machen, dessen verschiedene Kräfte zu üben und auszubilden, und so ihr eigenes Leben zu einem reichen und harmonischen Kunstwerk zu gestalten. Naturen der ersteren Art, so führt Strauß weiter aus, werden über dem äußeren Gestalten leicht das innere Leben vernachlässigen; sie werden in diesem manche Lücke lassen, manchen Miston überhören, wenn ihnen nur das Werk, in dessen Vollendung sie eben begriffen sind,

harmonisch hinzustellen gelingt. — Ja es ist Thatsache, daß irgend ein innerer Widerstreit vorhanden sein muß, um einen so Begabten zur Thätigkeit nach außen zu veranlassen. Ihre Begabung ist auch meist eine einseitige, indem die eine Thätigkeit die andere bindet, daher die Beschränktheit eines Mozart, die Excentricitäten bei Alexander, die Härten bei Napoleon.

Ganz anders jene nach innen gewendeten Naturen. Ihre ganze Eigenthümlichkeit beruht auf einer gewissen Gleichmäßigkeit der nach allen Seiten reichen Begabung. Hätte nicht in ihrem eigenen Innern jede Kraft, jedes Talent seine Ergänzung in einem andern, jeder Druck einen Gegendruck: so würden sie ja eben, wie jene anderen, aus sich hinausgerissen, und zu dem Versuche getrieben werden, durch objective Schöpfungen sich mit sich in's Gleichgewicht zu bringen. Ebenso, indem sie jede Störung ihres innern Lebens nicht erst durch den objectiven Umweg, sondern unmittelbar in ihrem eigenen Innern aufzuheben trachten, und als Ziel sich die immer schnellere und leichtere Ausgleichung jedes solchen Zwiespaltes vorsetzen: so werden sie sich weit eher jenem Gleichgewicht aller Seelenkräfte, jenem harmonischen Wechselspiel aller Thätigkeiten, jener vollendeten inneren Schönheit nähern, deren Mangel es eben ist, welcher jene andern nach außen wirft. Wenn man den schaffenden Naturen um ihrer Werke willen manches verzeiht, so finden wir doch die wahrhaft liebenswerthen Naturen, die wir in allen Stücken uns zum Muster nehmen möchten, unter diesen, die nach innen gefehrt, vor Allem mit sich selbst in's Reine zu kommen trachten, und hierauf erst die innerlich gewordene Harmonie auch auf Andere wirken lassen. Aufgabe dieser Naturen ist wesentlich Selbstdarstellung. Unter den Griechen kennt Strauß einen wahrhaft großen Mann dieser Art: Sokrates. Daß ihrer zu allen Zeiten so wenige genannt werden, beweist nicht, daß es ihrer auch wenige gewesen sind. „Wir suchen ganz am unrechten Ort, wenn wir nach Menschen dieser Art im Buche der Geschichte blättern. Geschichtlich wird der Mensch durch Werke, durch das, was er thut und macht, nicht durch das, was er ist.

Durch dieses Letztere wirkt er in der Regel nicht so weit hinaus, um in den Gang der Geschichte von Völkern, oder gar der Menschheit, einzugreifen; sondern der engere Kreis seiner Umgebung ist es, der das sanfte Säuseln, das liebliche Tönen solcher Gemüther zunächst vernimmt. In dem stillen Cirkel der Familie, dem alltäglichen Verkehre des bürgerlichen Lebens, ist es daher, wo dergleichen schöne Charaktere gefunden werden". Um auf diesem Gebiete bedeutend zu wirken, genügt es nun nicht, daß eine solche Gestalt ebenmäßig sei, sondern, um weit umher erblickt zu werden, muß sie eine große sein. Von Sokrates können wir das sagen. Im vollsten und höchsten Sinne aber gehört Christus dieser Classe von Naturen an.

Damit ist denn die Kategorie gefunden, unter die Strauß Jesum stellen will, und wir meinen, daß mit dieser Beschreibung der Art des religiösen Genius auch das individuelle Selbstbewußtsein Jesu näher bezeichnet sei, als mit den abstracten Hegel'schen Kategorien, mit denen Strauß in der Schlußabhandlung seiner dritten Auflage sich quälte. Doch mag man diese Versuche Straußens, von seinem Standpunkte aus zu einem positiv religiösen Ergebnis zu kommen, fruchtbar oder unfruchtbar finden, das eifrige Ringen danach wird man respectiren müssen und noch mehr die Ehrlichkeit, mit der er jede mit seinem Standpunkt unverträgliche Concession zurückweist. Kaum daß die eine oder andere Illusion ihm eine positivere Stellung zur Wunderfrage möglich zu machen scheint — alsbald regt sich die kritische Adler, die sie unbarmherzig zerstört. Diese Ehrlichkeit ist aber um so höher anzuschlagen, als die Versuchung, einen Frieden um jeden Preis mit der Theologie zu machen, offenbar an ihn herangetreten ist. Vielleicht, daß noch ein Schritt weiter ihn zu der ersehnten Lehrthätigkeit führte, er tritt bis an die äußerste Peripherie des für ihn Denkbaren, aber über diese Linie hinaus geht er nicht — und das ist brav.

Die für die neue Zeitschrift „Freihafen“ geschriebenen Blätter fanden solchen Beifall, daß das betreffende Heft zum zweiten Mal

aufgelegt werden mußte¹. Bald sollten sie auch eine weitere praktische Bedeutung erlangen. Als im Verlaufe des Winters 1838 auf 1839 die Züricher Kämpfe über seine Berufung neu entbrannten, da versprach sich Strauß eine beruhigende Wirkung von der besonderen Ausgabe dieses Aufsatzes. Mit jener reizenden Schilderung seines Verkehrs mit Justinus Kerner, die er zuerst in den Halle'schen Jahrbüchern hatte drucken lassen, gab er diese „Selbstgespräche über das Vergängliche und Bleibende im Christenthum“ unter dem Titel: „Zwei friedliche Blätter“ 1839 separat heraus. Der erste Aufsatz, der den Verfasser in traulichem Verkehr mit dem frommen Geisterbeschwörer von Weinsperg zeigt, wollte den verhetzten Zürichern sagen: so bin ich, der zweite wollte ihnen sagen: so glaub' ich. „Keine Furcht, ruft das Büchlein zum Schluß, es möchte Christus uns verloren gehen, wenn wir manches von dem, was man bisher Christenthum nannte, preiszugeben uns genöthigt finden! Er bleibt uns und Allen um so sicherer, je weniger wir Lehren und Meinungen ängstlich festhalten, welche dem Denken ein Anstoß zum Abfall von Christo werden können. Bleibt uns aber Christus, und bleibt er uns als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist: nun so bleibt uns in ihm doch wohl das Wesentliche des Christenthums.“

Für den nächsten Zweck des Abdrucks kamen die „friedlichen Blätter“ zu spät. Als Strauß am 15. März 1839 die Vorrede revidirte, hatte er bereits die Verfügung des Züricher Erziehungsraths in Händen, daß man von seiner Einberufung vorerst absehe². So schloß er sein Vorwort mit den Worten: „Mögen die Wohlwollenden einstweilen mit diesen Reimen und Blüthen vorlieb nehmen, bis ich seiner Zeit im Stande sein werde, ihnen auch

¹ Vgl. Boden, Gesch. der Berufg. des Dr. Strauss nach Zürich. Frankf. bei Sauerländer 1840. S. 5. — ² Vgl. den Brief an Hitzig vom 14. März. Beilage IV, S. 22.

wieder Früchte zu reichen. Wenn es hierzu kommt, so werden diejenigen, denen sie munden sollten, ihren Dank vorzüglich den Züricher Frommen zu sagen haben, welche im gegenwärtigen Augenblicke so zart besorgt sich zeigen, zu verhüten, daß meine literarische Muße durch kein mir übertragenes Amt gestört werden möge." Tags zuvor hatte er ein in ähnlichem Sinn gehaltenes „Sendschreiben“ an die Züricher Freunde abgehen lassen. Es waren mithin dieses die letzten Worte, die er den dortigen Gegnern zu Gehör spricht; eine verzweifelte Ironie, die als letzten Grund, warum sie ihn berufen müßten, auch noch den anführt, daß sie ihn so am besten an die Kette legen und an weiterem Bücherschreiben verhindern würden. Nicht sehr lange, nachdem diese „friedlichen Blätter“ ihren Weg nach Zürich gefunden, frachten dort die Schiffe.

2. Vorverhandlungen.

Die Blüthe der Schweizerischen Universitäten, bei verhältnißmäßig geringen aufgewendeten Mitteln, beruhte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht zum kleinsten Theil darauf, daß dieses äußerlich und innerlich unabhängige Gemeinwesen gute Kräfte an sich zog, die die Reaction aus Deutschland vertrieb. Auch die theologischen Facultäten haben auf diese Weise namhafte Talente gewonnen, so Basel: de Wette, Bern: Schneckenburger und Hundeshagen. Die im Jahr 1832 neu gegründete Hochschule zu Zürich bediente sich desselben Vortheils. Mit glücklichem Griff erwählte sich die republicanische Behörde für ihre junge theologische Facultät den unstreitig genialsten Vertreter der in Preußen auf Aussterbeetat gesetzten Gesenius'schen